

Olin Downes, der Musikkritiker der „New York Times“, erzählte Weill, daß er sich mit dem Gedanken eines Rundfunkprogramms trage, das auf einem amerikanischen Volkslied beruhen sollte. Weill versprach, sich die Anregung zu überlegen. „Warum nicht ein Volkslied nehmen, es dramatisieren und eine ganze einaktige Oper daraus machen?“

„Ich bin im Gefängnis — schicke mir einen Brief“, schreibt ein Gefangener seiner Braut, um derentwillen er einen Nebenbuhler erschlug. Auf diesem einen Satz bauten Weill und sein Mitarbeiter Arnold Sundgaard das Textbuch auf, getragen und zusammengehalten von dem Lied „Drunten im Tal“ und von elf anderen Volksliedern. Fünf von ihnen gehen auf tatsächlich existierende Volksweisen zurück. Die übrigen hat er völlig neu komponiert und so dem amerikanischen Charakter angepaßt, daß sie heute schon tatsächlich als „Volkslieder“ gelten können.

Im Sommer 1948 brachte die Universität von Indiana in Bloomington, Ind., die Uraufführung heraus. Diese Volksoper ist ein Muster an Einfachheit: durch den Liedvortrag eines Gitarre spielenden Volkssängers und durch begleitende Chöre werden die Zuschauer in die eigentliche Handlung eingeführt und zugleich mit ihrer Vorgeschichte vertraut gemacht.

Die Handlung ist echt amerikanisch: der Held, Brack Weaver, liebt die schöne Jenny Parsons. Gegen den Willen von Jennys Vater, der sie mit dem reichen Thomas Bouché verheiratet will, dem er verschuldet ist.

Brack tötet Thomas in Notwehr, wird aber trotzdem zum Tode verurteilt. Kurz vor der Hinrichtung flieht er zu Jenny, um Abschied zu nehmen. Er kehrt aber zurück, um seine Tat zu sühnen.

In New York fanden die Vorstellungen in der „Limonaden Oper“ statt, in New Yorks Künstlerviertel Greenwich Village, vor ausverkauftem Keller, denn der Spielplatz der Limonaden Oper ist so ungewöhnlich wie ihr Name: Podium und Parkett befinden sich in der Krypta einer Kirche.

Innerhalb eines einzigen Jahres hat das Werk einen wahren Siegeszug angetreten. Das musikalische Volksstück wird in hundert verschiedenen Städten aufgeführt, was in Amerika ganz ungewöhnlich ist.

„Der Trick ist einfach“, erklärt Kurt Weill seinen Erfolg. „Man muß so schreiben, daß auch Laientruppen es spielen können.“ Seine Volksoper braucht keine Szene, sie kommt mit zwei Klavieren und einem knappen Dutzend Sängern aus, die nur wenig Bühnenerfahrung und geringen Stimmumfang benötigen.

„Für diese Entwicklung war der Broadway der ideale Boden“, sagt Kurt Weill. Nur hier ist das zu finden, was meine Musik braucht: Intensität und rhythmische Präzision.

„Für uns junge Komponisten war Amerika dasselbe wie die Türkei für Mozart: das Land, wo sonst unmögliche Dinge Ereignis wurden.“

ZITHER

So was Exotisches

Er machte die verwöhnten Neujahrgäste vor Vergnügen wild“ schrieb das Londoner Sonntagsblatt „People“ über Anton Karas. Mit einer einfachen Zither.

Seit der unerhört gekonnte Film „Der dritte Mann“ (s. SPIEGEL Nr. 40/1949) im September anlief, hat die Zither England berückt, als hätte die heilige Cäcilia ein neues Instrument erfunden. Dabei war das Zupfbrett vor Jahrhunderten auch in England heimisch.



Vor Vergnügen wild
Anton Karas

„Der dritte Mann“ wird ausschließlich auf der Zither begleitet. Diese Idee kam dem Regisseur Carol Reed durch Zufall. Trotzdem gibt es keinen der sie nicht großartig findet.

In der Nähe des Wiener Studios, in dem Reed für den „Dritten Mann“ arbeitete, gab es ein kleines Heurigenlokal. Die englischen Filmleute gingen dort öfters zu einem Schoppen hinüber. Wobei sie auch einen kleinen bescheidenen Zitherspieler hörten, Anton Karas. Und Reed fiel ein: Man könnte einen Wiener Film auf diesem Instrument begleiten lassen Solo

Karas wurde nach England gebracht. Dort wurde wochenlang probiert. Schließlich einigte man sich auf zwei Melodien, vor zehn Jahren von Karas komponiert und unzählige Male vor Wiener Weintrinkern gespielt. Wofür ihm diese ein paar Schillinge in die Mütze warfen.

Die englische Kritik war begeistert. So etwas Exotisches! Das Instrument war so wenig bekannt, daß ein Rezensent (oder der Druckfehlerteufel) es den „Zephyr“ nannte.

Heute kennt es in England jedes Kind. Jede zehnte Karikatur befaßt sich mit der Zither. Und Grammophonplatten mit dem „Harry-Lime-Thema“ wurden zu Hunderttausenden verkauft. Harry Lime ist die späte Hauptfigur in „Der dritte Mann“. Orson Welles spielt ihn.

Ursprünglich hatte keine Firma von Karas, dem Zitherspieler, etwas wissen wollen. Aber immer wieder kam es vor, daß in den Geschäften gefragt wurde: „Haben Sie nicht die Melodie aus dem ‚Dritten Mann‘?“

Die namen- und wortlose Melodie wurde dann richtig nach Harry Lime benannt. An jeder Straßenecke in London wird sie gepfiffen. BBC spielte sie am Anfang manchmal viermal am Tage. Jetzt hat sie einen Ukas erlassen, der so etwas verhindert.

Karas selbst ist in London. Nach seinem ersten Aufenthalt in der englischen Haupt-

stadt war er in sein Heurigenlokal zurückgekehrt, um weiterzuspielen und Schillinge zu sammeln. Dort erfuhr er dann zuerst von seinem Ruhm.

Er wollte es nicht recht glauben. Aber es ärgerte ihn, als niemand ihm mehr einen Schilling hinwarf. Man traute sich einfach nicht, einer Weltberühmtheit Trinkgeld anzubieten.

Karas wurde nach Zürich geholt und trat dort in dem Kino auf, in dem der „Dritte Mann“ anlief. Die Begeisterung der nüchternen Schweizer, die den Unterschied zwischen Zither und Zephyr schon von früher kannten, hielt sich in Maßen.

Dann engagierte ihn einer der exklusivsten Londoner Nachtclubs, der „Empress Club“. Frau Karas und Tochter blieben in Wien, Anton Karas aber zupft nun seit vielen Wochen im „Empress Club“, vor Gästen, die für einen Abend zehn oder zwanzig Pfund (120 oder 240 DM) wie nichts springen lassen.

Der Klub ist so maßlos fein, daß die Dame, die für ihn Verbindung mit der Presse aufrechterhalten soll, schwerer zu erreichen ist als der Privatsekretär von Attlee oder Churchill. Sie hat so viel zu tun. Zu den Gästen des „Empress Club“ gehört sogar Prinzessin Margaret. Sie hat Karas schon öfter gehört. Das erste Mal trat er vor der Königsfamilie bei der alljährlichen Varieté-Hofvorstellung auf, mit vielen anderen Prominenten.

Den schlichten braunen Anzug aus Wien hat er durch ein Produkt von Savile Row, der Straße der besten Londoner Schneider, ersetzt. Es hat die saloppe Eleganz, die der Engländer liebt.

Im Grunde seines zitherigen Herzens langweilt das „Harry-Lime-Theater“ Karas bereits tödlich. Er weiß auch, daß sein Ruhm aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von Dauer sein wird. Die Zither ist eine Mode, nichts mehr.

Aber er nutzt seine Konjunktur aus. Bald wird es Platten mit neuen Originalkompositionen von Karas geben. Auf der Zither gespielt. Und in einiger Zeit geht es nach Amerika. Für die New Yorker Premiere des „Dritten Mannes“ wird „persönliches Auftreten“ von Karas zugesagt.

TECHNIK

ATOMSCHUTZ

Zumindest mit einer Zeitung

Einen Meter achtzig unter der Erde sei man ganz sicher, steht in den offiziellen Atomschutz - Ratschlägen des National Security Resources Board, der US-Gesellschaft für Sicherheit. „Science Digest“, das wissenschaftliche Magazin, stellte diese Ratschläge zusammen.

Ein fensterloser Betonbunker mit 80 cm dicken Wänden halte den Explosionsstoß einer Atombombe aus, die nur 300 m entfernt detoniert. 50 cm dicke Betonwände genügen, um 600 m entfernt zu überleben, und 15 cm Beton schützt bei 1200 m Abstand. In 1500 m Entfernung genüge ein ganz gewöhnlicher Luftschutzkeller.

In Hiroshima wurden massive Gebäude bis 1,4 km zertrümmert. Die leichten Häuschen flogen in 2,4 km Entfernung noch auseinander. Dachziegel kamen bis 5 km herunter.

Geschäftsleuten und Haushaltsvorständen wird hügeliges Gelände empfohlen. Ein „dazwischenliegender“ Hügel bedeute fast völlige Sicherheit.

Städte bis 50 000 Einwohner lohnten eine Atombombe nicht, heißt es weiter. Nur dichtbesiedelte über 100 000, mit Industriekomplexen von mindestens fünf Quadrat-